

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Sammlung - Ausgewählte Werke

in zwei Bänden

Gedichte

Peters, Friedrich Ernst

Hamburg, 1958

Meine Mutter ist die Nacht

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-862

MEINE MUTTER IST DIE NACHT

AM ABEND

Dies ist ein Herbergzimmer.
Noch bist du nicht zu Haus.
Das Ziel ist fern wie immer.
Doch bleib und ruh dich aus!
Das große Glück auf Erden!
Du rennst nach diesem Ziel.
Ein schönes Müdewerden
am Abend ist schon viel.

Zum Greifen und Erfassen
war tags dein Sinn bereit.
Nun kommt das Gleitenlassen
als große Seligkeit.
Durch Mühsal und Beschwerden
zog dich ein Ziel dahin.
Vielleicht ist Müdewerden
des Wanderns ganzer Sinn.

FERNES WETTERLEUCHTEN

Zwischen Schlaf und Wachen hin und wieder
öffnen sich die schweren Augenlider.

Und wie wunderbar trifft das zusammen:
Immer steht mein Horizont in Flammen.

Weckt das geisterhafte, ferne, scheue
Wetterleuchten immer mich aufs neue?

Oder hat ein andres Sein begonnen?
Bin ich nun so tief ins All versponnen?

Fallen die geringsten meiner Taten
ins Unendliche als reiche Saaten?

Wird mein letztes, müdes Liderschlagen
mächtig noch als Blitz durchs All getragen?

TAG, SCHLAF UND TRAUM

Der Tag ist Wüste, ist Straße,
steinig und bestaubt,
die auch du mit dem Maße
der Schritte zu messen geglaubt.
Abends mit blutenden Füßen
mußt du Vermessenheit
in schlechten Herbergen büßen;
aber der Weg läuft noch weit.

Schlaf! – und mit einem Male
wandelt das Leben sich sehr,
streckt sich wie eine schmale
Halbinsel tief ins Meer.
Meer, wie die Blicke sich wenden,
Meer, das nicht enden kann,
und von allen Enden
rauscht die Unendlichkeit an.

Träume – verwegne Fregatten
preisen dir lockend ihr Ziel.
Irren nicht und Ermatten
kennt ihr gleitender Kiel.
Schon ist die Bordwand erklommen.
Segel knattern im Wind.
Der Steuermann hat vernommen,
wo deine Wünsche sind.

EINSCHLAFEN

Ich bin das Wild, das eine wilde Meute
tief schon ins Dickicht dieser Nacht gehetzt.
Laßt ab, Gedanken, von der magern Beute,
ihr bösen Hunde, laßt mich schlafen jetzt!

Vorbei die Jagd! Nun bin ich eine Blüte,
die stiller schon auf schwarzen Wassern schwimmt.
Der Teich war Rettung, der voll Muttergüte
mich in die Wiege guter Träume nimmt.

Nun kann der Teich kaum meine Last noch tragen.
Ich werde schwer, die Tiefe schlingt mich ein.
Das Glück der Schwere ist so schwer zu sagen,
die Wonne der Verwandlung zum Stein.

Die Sinne schließen sich vor jeder Kunde,
das wilde, glühnde Herz ist ausgekühlt,
und ich bin Stein, der sinkt und der am Grunde
sich in die tiefste, letzte Stille wühlt.

IM SCHOSSE DER NACHT

Wieder trägt mich neu die große
Mutter treu in ihrem Schoße.
Meine Mutter ist die Nacht.
Leben ist nicht mehr mein eigen,
wird durch Dunkel mir und Schweigen
als ihr Herzschlag zugebracht.

Friedvoll dämmernd, ist mir Leben
aus der Mutter Schlaf gegeben,
und ihr Schlaf ist tief und gut.

Echo nur geträumter Stimmen,
eines Traumbilds Schatten schwimmen
als ein Ahnen mir im Blut.

Um mein Flackerlicht ziehn leise
dunkle Falter enge Kreise,
und ihr Flügel schlägt es aus.
Das Begonnene, Gefragte,
nicht Getane, nicht Gewagte,
meine Mutter trägt es aus.

AN DIE NACHT

Nun nimm mich recht an deine Brust!
Ein leiser Regen rinnt.
Es ist, als ob du weinen mußt,
wenn meine Lust beginnt.

Wohl war ich wild, du Mutter Nacht,
hab trotzig aufgeehrt.
Doch meines Tages Unbedacht
ist keine Träne wert.

Was trieb zum Lärm mich, zum Geschrei?
Da nun der Tag entflohn,
werd ich vom Zwang des Fremden frei,
bin wieder ganz dein Sohn.

Zu Ende geht der Regenfall.
Hast du um mich geweint?
Es haben doch die Tränen all
nicht wirklich mich gemeint?

Ich bin im Grund durch Blutes Bund
und Spruch dir gleichgewillt.
Und rühmend, Mutter, haucht mein Mund
sein letztes Wort: gestillt.

UM MITTERNACHT

Aber die tiefen Nächte nur sehen
den Sinnenden im Rausch.
Erst um die Mitternachtsstunde stehen
der Seele die Segel im Bausch.

Was ich gestaltet, was ich gesammelt,
nun sei es unbereut,
wieder formlos, wieder gestammelt
in alle Winde gestreut!

Hält das wilde Leben ein leiser
Zugriff der Melodei?
Spring in den Sturm, mein Ruf, so heiser
und hart wie Möwengeschrei!

Dich, du Flut, mit Eimern zu messen,
plant nur der Torensinn.
Reiße mich um, laß mich vergessen,
rausche über mich hin!

ZUM RUHM DER DUNKLEN

Nun hält die große Mutter mich umschlungen.
Du, heller Ton, sei ruhig, werde stumm!
Du bist zum Ruhm der Stunde nicht gedungen.
Erlöster Märchentöchter Sang geht um,
den sie am dunklen Brunnengrund gesungen.
Versunkner Glocken feierlich Gesumm
ruft uns zum Wunder und weist allem Wunden
im Schoß der Mutter Dunkel und Gesunden.

SELIGE NACHT

Die scheue Seele will ihr Blühen wagen.
Die Wände dieser Welt, belauscht, bewacht,
sind schwarz mit schwerem Sammet ausgeschlagen,
und die verschwiegenen, guten Geister tragen
sie feierlich ins Königszelt der Nacht.

So ist zum Fest die Kammer nun bereitet,
so blüht die Seele in die Nacht und lauscht,
in süßem Bangen bräutlich hingebretet,
ob nicht ein Rauschen über Samt hingleitet,
ob das Geheimnis schon den Vorhang bauscht.

Und daß sie Antwort nun der Frage lerne,
die in der Blüte aufsprang, weiß und groß,
kommt jäh der Wind und wirft die Fracht der Ferne,
wirft ihr die Himmelssaat zerstäubter Sterne,
wirft ihr die große Hoffnung in den Schoß.

Nun trotzt die Seele schwermutvollen Mären,
die trauernd sagen: Stern nach Stern erlischt.
Sie hat empfangen; sie will ihn gebären,
den neuen Stern, der in den Sang der Sphären
ein neues, niegehörtes Klingen mischt.

BEGEGNUNG IM TRAUM

Trübe Nacht der schleichenden Lemuren!
Rundherum im nebelfeuchten Land
glüht mit fahlem Grün auf allen Fluren
ihres Wandels schwefelige Spuren,
und es schwelt der graue Sand.

Das Verruchte will als Leib erstehen
und sinkt hin im wirbeligen Rauch.
Aber plötzlich bringt ein reines Wehen,
von Jasminduft voll und Glockengehen,
echten Auferstehungshauch.

Zwei vertraute, schwebende Gestalten
trägt der Nachtwind ohne Laut herbei.
Ja, sie sind's, die beiden treuen Alten!
Herz, nun gilt es! Du mußt an dich halten!
Und du Mund, wehr deinem Schrei!

Falsch gelassen greif ich in die Tasche,
suche, was die Müden speist und tränkt.
Ob ich schaudernd weiß: sie sind aus Asche,
wach ich, daß sie nicht die erste, rasche
Regung meiner Trauer kränkt.

Diese Stunde hat sie hergetragen
aus dem Drüben, aus dem Totenland.
Jedes Rätsel fügt sich ihrem Sagen,
und das ungestüme Heer der Fragen
bebt mir schon am Lippenrand.

Ihre Augen warnen und beschwören:
„Dieser Stunde Preis ist der Verzicht.
Nichts zerstören, laß dich nicht betören!
Laß *uns* nichts von unsern Enkeln hören!
Frage *du* nach Ewigem nicht!“

Und so reden wir von Nichtigkeiten:
Haus und Garten, Truhe, Bett und Krug,
sagen „Gestern“ — und es war vor Zeiten,
lächeln, trösten uns im Weiterschreiten
mit erbarmungsvollem Trug. —

Jäh erwachend tastet ein Verwaister
in die Leere wie nach einer Hand.
Was mich erst umdrohte, fand den Meister.
Dunkel blüht die Nacht der guten Geister.
Sterne stehen überm Land.

MUTTERMÄCHTE

Komm doch, o Schlaf! Der Zeiger schiebt
sich vor mit hohlem Hall.

In mein gemartert Auge stiebt
die Zeit wie Aschenfall.

Wenn dieses Raumes heißer Hauch
den Atem mir beengt,
wenn aus zerwühlten Kissen auch
Glut schlägt, die mich versengt,

schwebt hold mir her durch Graun und Brand
zuletzt das Wunder Traum.

Es führt mich in mein Jugendland
an einen Waldessaum.

Da bettet es mich still zur Ruh.

Das welke Laub wird Pfühl.

Du liebe, alte Erde du,
wie bist du gut und kühl!

Und immer murmelt noch vertraut
im Grund wie einst der Bach.

So klang des letzten Märchens Laut
in ersten Träumen nach.

Die hohen Sterne wandeln licht
hin über stilles Land.

Ein Wehen streichelt mein Gesicht
wie eine linde Hand.

Nah ist der Erde Atemgehn,
und Tröstung trägt die Nacht.
Die ewigen Muttermächte stehn
am Bett und halten Wacht.

MORGENDÄMMERUNG

Erbarmend nahm die Nacht mich ins Geleite,
die große, schöne, milde Königin.
Ich wandelte gestillt an ihrer Seite
in selig-dunklen Knabenträumen hin.

Was schreist du, Tag? Was willst du mit dem rohen
Gelärm von Pflicht? Was schmähest du mich Knecht?
Niedriger Fronvogt! Im Geleit der Hohen
war mir der Dienst verliehen als ein Recht.

Schon malt der Morgen Wolken rote Ränder.
Doch die Enteilende bannt das Geschick,
solang die Schleppe ihrer Prunkgewänder
nachwallend hinfließt unter meinem Blick.

Die jählings kühn gewordenen Lippen schmiegen
sich an die Schleppe, die mir schon entglitt.
Du letzter Saum! So führe du verschwiegen
in deinem Rauschen mein Geheimnis mit.

Und während ich noch kniee in Entzücken,
seh ich den Tag das marternde Geflecht
der Peitsche schon zu starkem Schlage zücken.
Laß ab! Ich füge mich; ich bin ein Knecht.

DEZEMBERNACHT

O du Tiefe, wunderhehlend,
lockende Dezembernacht!
Süßem Schwindel mich befehlend,
fahr ich ein in deinen Schacht.

Gleitend find ich immer lindern
Friedens Schwärze mir verwahrt.
Über mir steht noch des mindern
Dunkels Viereck ausgespart.

Schüttet Dunkel, von den Wänden
niederstürzend, ganz mich ein,
gräbt kein Stern mit Strahlenhänden
nach in mein Verborgensein.

Abgrund Finsternis, enthülle
du des Lichtes hohen Sinn,
reiß mich in die Gnadenfülle
endeloser Leere hin.

ADVENTSNACHT

Weiter schlafen Wunsch und Wille.
Ohr und Auge sind erwacht.
Immer leiser wird die Stille,
immer dunkler wird die Nacht.

Laut und Licht der Welt entgleiten
meinen Sinnen, immer mehr.
Unaufhaltsam aus den Weiten
kommt ein Andres zu mir her.

Auf dem Samt der Stille regt sich
Schreiten, das nicht widerhallt,
und des Dunkels Mantel legt sich
hehlend über die Gestalt.

Schlaft mir weiter, Wunsch und Wille,
forscht nicht, fragt nach Namen nicht!
Laßt den Wohllaut dieser Stille,
laßt dem Dunkel dieses Licht!

Meine Seele, eine Rose,
blühet auf, ein Stern entbrennt.
Rühr dich nicht! Das Namenlose
naht und rüstet zum Advent.